

Soziale Medien als Fundgrube für Neurowissenschaftler

Neurowissenschaftler interessieren sich zunehmend für die Kommunikation auf Social-Media-Plattformen. „Anhand des Online-Verhaltens können wir zum Beispiel etwas über die emotionale Verfassung der Nutzer erfahren, über ihre Neugierde und auch über ihre Konformität im Sozialverhalten“, erklärt Dr. Dar Meshi vom Arbeitsbereich „Biologische

Psychologie und Kognitive Neurowissenschaft“ der FU Berlin.

Interessant für die Wissenschaftler sind insbesondere Unterschiede in Offline- und Online-Umgebungen. So würden Menschen nur während rund 30 Prozent eines realen Gesprächs ichbezogene Informationen teilen, schildert Dar Meshi – online seien es etwa 80 Prozent.

Die Distanz zu anderen führe auch dazu, dass sich Social-Media-Nutzer „von einigen sozialen Normen gewissermaßen entbunden fühlen“, erklärt Dar Meshi. Was dabei in den Köpfen der Nutzer vorgeht, lässt sich zum Beispiel über Neuroimaging-Verfahren erfassen. Den aktuellen Forschungsstand hat der Neurowissenschaftler ge-

meinsam mit einer Kollegin von der Princeton University in der Fachzeitschrift „Trends in Cognitive Science“ unter dem Titel „The Emerging Neuroscience of Social Media“ zusammengefasst. (pmz@ct.de)

ct „The Emerging Neuroscience of Social Media“: ct.de/ypbz

100 Millionen Euro für Medizininformatik

Das Bundesforschungsministerium (BMBF) stellt in den kommenden fünf Jahren bis zu 100 Millionen Euro für den Ausbau von Medizininformatik in Deutschland zur Verfügung. Ziel des neuen Förderkonzepts sei eine „Verbesserung von Forschungsmöglichkeiten und Patientenversorgung durch IT-Lösungen, die den Austausch und die Nutzung von Daten aus Krankenversorgung, klinischer und biomedizinischer Forschung über die Grenzen von Institutionen und Standorten hinweg ermöglichen“, erklärt das Ministerium.

Mit dem Geld finanziert das BMBF unter anderem mehrere „Datenintegrationszentren“, die bei Universitätskliniken angesiedelt werden und für die Verknüpfung von Datenbeständen aus unterschiedlichen Quellen zuständig sind. Laut Förderrichtlinie (siehe c't-Link) müssen jedem Projekt-Konsortium mindestens zwei Universitätskliniken angehören. Später sollen sich auch private Kliniken, Forschungsinstitute sowie Unternehmen der IT-, Pharma-, Biotechnologie- und Medizintechnik-Branche beteiligen können.

Um zu verhindern, dass technische Insellösungen entstehen, soll außerdem ein „Nationales Steuerungsgremium“ eingerichtet werden, dem die Leiter der jeweiligen Konsortien angehören. In die Projekte eingebundene Hochschulen will das Ministerium zur Einrichtung zusätzlicher Professuren für Medizininformatik bewegen. Dafür sichert das BMBF die Finanzierung von jeweils zwei Nachwuchsforscherguppen über fünf Jahre zu.

(pmz@ct.de)

ct Förderrichtlinie Medizininformatik: ct.de/ypbz

Anzeige